

Mathias : Erzählung

Autor(en): **Tschopp, Charles**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **37 (1966)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918204>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MATHIAS

ERZÄHLUNG VON CHARLES TSCHOPP

Anmerkung der Redaktion: Der bekannte und sehr geschätzte Aarauer Dichter und Schriftsteller Dr. Charles Tschopp, Seminarlehrer, hat seinem und unserem 1961 verstorbenen Freund Mathias Hefti mit der folgenden Erzählung ein literarisches Denkmal gesetzt.

Er war hager und tiefgebräunt, einer jener Glarner, die uns an die frühere rätsche Bevölkerung erinnern. Als ein unermüdlicher Wanderer in der äußern Welt, schien er auch in der innern ständig vom Nahesten zum Fernsten, vom Allgemeinen zum Besondern unterwegs zu sein.

Alle Schüler verfallen einmal auf den Gedanken, die Hefte also anzuschreiben: «Max Meier, Böllweg 67, Seldwyla, Seldgau, Schweiz, Europa, Welt.» So hätte Mathias seine Tagebücher anschreiben müssen. Die Ringe werden immer umfassender, wie die Wellen, die ein Steinwurf im Wasser erregt . . . Aber vom fernen Ufer eilen sie zitternd wieder zur Mitte zurück und weiten sich abermals und immer wieder. Von der großen Welt, in die er wirklich oder doch in Gedanken ausschwärmte, kehrte er mit ständig gleicher Begeisterung in seinen engsten Umkreis zurück: «Lentzburg ligt gar an einem lustigen fruchtbaren platz», so pflegte er Stumpf anzuführen. Aber unter diesem «lustigen platz» kannte er die Felsen des Juras, die unter dem Mittelland durch zu den Kalkalpen sich hinziehen, wo sie gleichsam wieder auftauchen. Und er ahnte das noch tiefere Urgestein, das zwischen Schwarzwald und inneren Alpen die Schweiz wie in einer Schale trägt.

Es war an einem nassen Märztag vor über vierzig Jahren, da ich Mathias zum erstenmal besuchte. Er führte mich an einem schmalen Hausgärtchen im Stadtgraben vorbei: Schneeglöckchen überwucherten es, wie wenn der Winter hier seine letzten Säcke voll Schnee ausgeschüttet hätte. Mathias erzählte, daß der verstorbene frühere Besitzer vor fünf Jahrzehnten einige wenige Stücke des *Leucojum vernum* im Wil, einem stillen Wald- und Wiesentälchen, geholt hatte.

«Es gibt Tiere, die nur noch in den zoologischen Gärten leben», meinte er, «mit den Pflanzen wird es entsprechend weit kommen. Wo blühen, wenigstens in unserer Gegend, noch Schneeglöckchen? Hier im Garten des verstorbenen Freundes! Er erinnert mich immer ein bißchen an den guten Herrn von Ribbeck zu Ribbeck im Havelland; nur daß hier kein Birnbaum blüht und im Herbst die säfteschweren Früchte

trägt, sondern als gütiges Geschenk ein weißes Blütenwunder aufschimmert.»

Mathias war ein Mensch, der gern glaubte und doch gleichzeitig vieles wußte, das dem Geglauten scheinbar oder wirklich widersprach. Schon bei der ersten Zusammenkunft entdeckte ich, daß ihn die Signaturenlehre entzückte; Gestalt und Farbe von Blättern, Blüten, Wurzeln, Stengeln und Früchten sollen gemäß dieser Lehre dem Menschen ein Zeichen oder Signum geben, welchem Heilzwecke die Pflanze diene. Man denke an die Leberblümchen mit dem leberähnlichen Umriß der Blätter und der rotviolettten Farbe auf der Unterseite, die an die frische Leber erinnert . . . Wie sollten ihre Säfte nicht Leberkrankheiten heilen? Und die jener Pflanzen mit herzförmigen Blättern nicht Herzkrankheiten? Höckerige Wurzeln mußte man gewiß gegen Geschwülste brauchen; stachelige Disteln gegen Stechen in der Brust; den gelben Saft des Schöllkrautes gegen die Gelbsucht; blasig aufgetriebene Früchte aber gegen Blasenkrankheiten.

Mathias wußte, daß die Signaturenlehre trotz zufälligen Erfolgen grundsätzlich falsch ist. Aber es war allzu herrlich zu denken, daß dieser Wink mit den Zeichen oder Signa der Wink einer liebenswürdigen und mit dem Menschen freundschaftlich verbundenen Natur sei. «Die gütige Mutter Natur» pflegte er gerne auszurufen; aber nicht selten biß er sich hernach auf die Unterlippe.

Im Sommer stand er an schönen Morgen noch in der taufrischen Frühe auf und wanderte durch die Felder. Im nassen Gras hat sich zwar schon mancher feuchtes Schuhwerk und kalte Füße geholt. Aber Mathias wußte ein ergötzlich einfaches Mittel dagegen: er ging barfuß und empfahl das auch uns: «Es läge zugleich ganz in der Gepflogenheit des seligen und hochwohlloblichen Pfarrers Kneipp!» meinte er in seiner immer etwas verspielten Sprache. Aber während er über die nassen Wiesen, Kleeäcker und Waldränder schritt, beobachtete und unterschied er genau und mit den Augen eines wissenschaftlich Gebildeten, was Tau vom Himmel war und was die Pflanzen aus besonderen Wasserspalten selbst ausgeschwitz hatten. Die Erdbeere mit den zackigen Blättern, das Rührmichnichtan mit den hauchdünnen Blattflächen, das fiederspaltige Schöllkraut, die Kapuzinerkresse der Gärten, das waren solche Pflanzen, die aus dem feuchtwarmen Boden Wasser in die Blätterspitzen treiben und als frische, klare Perlen ausscheiden. Wenn Mathias gar ein Frauenmäntelchen fand, dessen Tröpfchen sich im Blattgrund zu einem kleinen Silbersee gesammelt hatten, kannte sein Entzücken kein Ende.

Wie manchmal spazierten wir mit ihm in den Wald. Er machte uns im Frühling auf das goldig gleißende Schimmern der obersten Milzkrautblättchen aufmerksam und führte uns später zu den Erdbeerschlägen oder, wie er sich ausdrückte, «zu den Früchten einer süßen,

wonnig duftenden Schnabelweide» – er möge entschuldigen, wenn ich ein bißchen lächle –, auch zu den Brombeeren und den «schwesterlichen» Himbeeren. Aber er konnte sich im Frühlingswald des Juras darüber empören, daß der reizende Seidelbast oder Zylinder in gewissen Gegenden Deutschlands Lausholz und seine Blüten Lausblumen hießen.

Verliebt war Mathias vor allem in die Pappeln bei der obern Mühle, besonders wenn der Wind sie durchkämmte, daß sie den Pappeln auf jenem Bilde Claude Monets glichen, wo am grauen Himmel Gewitterwolken dahinziehen und auf der graugrünen Seine die letzten Boote das sichere Ufer suchen. In einer Bucht aber steht die Pappelreihe, ächzend, gebogen von der Gewalt des Sturmes, die Blätter flatternd und rauschend . . . Sorgfältig in ein Heft seines Nachlasses eingeklebt, der heute vor mir liegt, finde ich jenen Artikel über die Pappeln von Koelsch, der ihm einst von mir geschenkt worden war. «Sie haben eine feste Anstellung an staubigen Straßen, die schnurgerade durch weite Ebenen ziehen . . .» So beginnt er.

Wandern! Mathias liebte Sturm und Frieden über der Landschaft, allerdings wohl mehr den Frieden. Er war beglückt, wenn im sanftblauen Himmel die weißen Wolken über dem dunklen Wald dahinzogen und Gedanken und Gefühle bis zu den fernsten, romantischen Zielen verführten; oder wenn die Brunnen ihr silbriges Wasser an hitzebrütenden Hochsommertagen in festgefügte, lange Kalksteintröge ergossen; wenn Kinder am Wiesenhang die ersten Veilchen pflückten oder, wie er zu sagen beliebte, «ihr munteräugiges Suchespiel trieben», und wenn zugleich ein vorzeitiger Falter vorüberzickzackte.

In dem Glitzernetz der Sonne
hängt vielleicht ein zitternd Vogellied . . .

So rief Mathias einen Dichter an, und wir horchten und schauten, ob vielleicht eine Lerche an ihrem eigenen Gesang in den Himmel hinauf kletterte.

Besonders schätzte er Hitze und Trockenheit. Deshalb erzählte er gern von seinen Ausflügen in die niederösterreichischen Alpen, wo die Schwarzkiefer als augenfälligster Baum auftritt. Im Aufstieg durch die «Eng» zum Wiener Schneeberg stünden mehrhundertjährige Bäume, überschimmert von ihrem flimmernden, lockern Nadelwerk. Im Frühling leuchte unter den Stämmen das Hellrosa der Schneeheide. Im Sommer aber seien an lechzend-dürren Hängen die Bäume in zitternde Glutwolken gehüllt. Der Wanderer, der aus der Ferne vom Dunkel eines solchen Waldes angezogen wird, findet keinen kühlenden Schatten, kein launig rieselndes Bächlein, nur dürre Gräser, trockenfahle Ginster, kümmerlichen Wacholder.

Den Tieren, und seien es die bescheidensten, stand Mathias nahe. Wenn der Weg im April durch die Wiesen führte, die von den unzähligen Schaumkräutern lila betupft waren, unterließ er es nie, seine Freunde und Begleiter auf die schaumigen Klümpchen an diesen Pflanzen hinzuweisen. Aus dem Schaum heraus enthüllte er uns mit einem zähen Grashalm die kleine, feuchtglänzende und grünlichgelbe Larve der Schaumzikade. Die Lupe, die Mathias immer zur Hand hatte, zeigte uns, wie das Tierchen mit einem röhrenförmigen Schnabel in den Stengel hineinsticht. Es hängt kopfabwärts. Die wenig ausgenützten, reichlich wieder ausgeschiedenen Pflanzensäfte rinnen über seinen ganzen Körper hinab . . . Mathias wußte, daß nach neuen Untersuchungen diese Flüssigkeit ein Ferment enthält, welches das Wachs verseift, das ebenfalls vom Körper ausgeschieden wird. In diese absonderliche Seifenlösung hinein perlt die Ausatemluft und plustert sie zu Seifenschaum auf, der schließlich statt einer Tarnkappe die Zikadenlarve verhüllend und schützend umgibt.

Als wir einmal am Abend nach einer solchen Wanderung zusammensaßen, fragte ich Mathias: «Was verstehst du unter ‚Glück‘?»

«Im letzten Jahrhundert fand ein Botaniker auf dem Chestenberg und an der Lägern eine weißblühende Türkenbundlilie . . . Eine solche wieder zu entdecken und zu betrachten, nur zu betrachten, das wäre mein größtes Glück.»

Ich lachte: «Die blaue Blume der Romantik, *mutatio candida!*»

Dann holte er seine neueste Erwerbung, eine Flechtensammlung hervor. Jede Flechte bewunderten wir wie ein tachistisches Bild. Wenn ein vom Ballett Begeisterter die Photos der hübschesten Tänzerinnen zeigt, wird er den Geschlechtsnamen verschweigen und bloß schmunzeln: «. . . hier die Teresina . . . und das ist die kleine Carmen . . .» Mit ähnlicher Kennermiene und Kennernonchalance öffnete er Bogen um Bogen des Flechtenherbars: «. . . hier die *fraxinea* . . . und hier die hübsche *florida* . . .» Dann aber schien ihm einer der Namen etwas unsicher im Gedächtnis zu haften, und er schaute mit aufgesetzter Brille nach: «. . . Ach ja, die *caperata!*»

Einmal wanderten wir zu den Fünflinden bei Lenzburg, wo eben ein alter Gerichtstisch, den der Boden beinahe verschlungen hatte, wieder ausgegraben und auf zwei Sockel gestellt worden war. Einige Radfahrer saßen auf einem Bänklein daneben und hatten Flaschen und Papiertüten darauf gelegt.

Solche Tische kennt man noch von mancher Dingstätte, und insofern bedeuten sie nichts Außerordentliches. Auf ihnen lagen einst die Akten und Beweisstücke . . . Aber was Mathias besonders gefiel: an einigen Anzeichen erkannte man deutlich, daß dieser steinerne Tisch vorher einer römischen Säule als Grundplatte gedient hatte. Wahrscheinlich

war sie in den Überresten des römischen Vicus auf dem Lind gefunden und hierher verschleppt worden.

Doch Mathias blickte noch weiter zurück, nämlich in längstvergangene Jahrmillionen: Das Molassemeer blaute, Herzmuscheln zeichneten auf dem sandigen Grunde der seichten See ihre Spuren, Schatten der Haifische glitten darüber hinweg... Und Sand, Muschelschalen und Haifischzähne wurden zu Stein, vom Stein zu einem Teil eines menschlichen Baukunstwerkes; dann Zeuge von Tat und Untat, Spruch und Strafe; schließlich zum Tischchen. Aber nach Jahrtausenden wird dieses wieder in Sandkörner und Staub zerfallen.

Naturgeschichte gleichsam in menschliche Geschichte und wieder in Naturgeschichte übergehend: das fand Mathias wunderbar.

Am schönsten war es, wenn er beim gemütlichen Zusammensein zu erzählen begann, während wir staunten, wie der Rotwein vor uns einen blutigen Schein auf den Tisch warf. (Daß nach altgriechischer Sage die Brombeeren aus dem beim Kampf mit den Göttern verspritzten Blut der Titanen entstanden sind und daß man andererseits Brombeersaft als harmloses Färbemittel für blasse Weine verwendete, dünkte Mathias köstlich; er hätte gewiß «studienhalber» und mit Vergnügen einmal mit diesem Saft gefärbten, schlechten Wein getrunken!)

Er sprach von nahen Dingen: unweit seines Hauses wölbt sich ein steiler Sandsteinhügel über einem Bach. Eine Burg soll sich einstmals darauf erhoben haben, die aber vielleicht nur eine Erfindung des Freundes war, an die er immer neue Erzählungen anknüpfen konnte. Sogar das Wappen der einstigen Burgherren kannte er: ein goldener Löwe auf rotem Grunde stellt sich auf seine Hinterbeine und will offenbar mit seiner rechten Pranke zu einem Schlag ausholen. Wenn Wappen und Gemütsart der Ritter übereinstimmten, dann mußte mit diesen Waldburschen nicht gut Kirschen zu essen gewesen sein. Aber die kleine, putzige Burg bestand kaum hundert Jahre. Dann ging das Geschlecht unter. Das Waldnest zerfiel und kollerte Stein um Stein über den Felsen und in keckem Sprung in den Bach hinunter, wo das Wasser hoch aufspritzte.

Mathias sprach aber auch über ferne Gegenden. Er hatte viel von Europa gesehen und wußte davon zu erzählen: von nächtlichen Bootsfahrten in der Adria; von Ruinenstädten, wie Les Baux in der Provence. Er war darüber entzückt, daß «seine» Wasserspiele der Villa d'Este in der Musik von Liszt widerklangen, und konnte innig und aus dem Selbsterlebnis heraus Günthers Verse über Aigues Mortes empfinden:

Die Wasser faulen tot in fahlen Teichen.

Im Armenbett des Rinnsals stirbt die Rhone.

Aber er bedurfte gar nicht großer Reisen, um die Welt zu bewundern. Im Kleinsten und Nächsten konnte er alles finden. Er war einer

jener empfindsamen Menschen, für die das Meer in der Muschelschale Platz hat.

* *

Niemand wird sich wundern, daß Mathias die Sagen der Lenzburger Gegend sammelte und daß sich ihm selbst die Grenze zwischen Sage und Wirklichkeit oft verwischte.

Einmal war der Abend schwül, und plötzlich brach mit einem Blitz ein gewaltiges Gewitter aus. Wir schlossen die Läden und saßen im Dunkeln. Der Sturm umbrauste das Haus, während Mathias wie ein Skalde den Zorn des Donnergottes schilderte: dessen Riesengestalt rollte auf zweirädrigem Kampfwagen über die Wolkengebirge, um welche die heftig wütenden Lüfte kreisten. In wildester Fahrt wurden die höchsten Felsenzinnen erklommen, und gleich ging es wieder in die schaurigen, dampfenden Abgründe hinunter. Zwei Ziegenböcke zogen in tollen Sprüngen das ächzende und krachende Gefährt. Breitspurig stand der furchterregende Donnerer auf dem Wagen, mit seinen weitaufgerissenen Augen nach allen Seiten Blitze strahlend. Um sein Gesicht flatterte der zerzaute, rote Bart. In der Linken führte er mit festem Griff die Zügel. In der Rechten aber drohte die vielbesungene, vielgerühmte Waffe, der kurzstielige Steinhammer – eine Erinnerung an alte Steinzeiten. Er warf ihn in wütenden Zornausbrüchen zur Erde und nach seinen Feinden, die sich überall duckten; aber der Zauberhammer kehrte immer wieder in seine Hand zurück . . . Krach! Ein Blitz und ein unmittelbar folgendes ungeheures Donnerrollen, das sich in ein unheimliches Grollen und Murren verlängerte, wollten Mathias unterbrechen; aber sie begleiteten ihn vielmehr. Wie Punkt und Kontrapunkt verhielten sich Gewitter und Schilderung. – Es erinnerte mich an ein Erlebnis mit Ellen Ney anfangs der zwanziger Jahre: an einem gewitterschwülen Tage übte sie für ein Konzert bei offenen Fenstern im Aarauer Saalbau . . . Da brach ein Gewitter aus, als sie eben ein heroisches Beethoven-Stück spielte. Und, o Wunder, das Konzert auf der Erde und jenes am Himmel hielten sich die Waage; Beethoven behauptete sich gegenüber Donar!

Als sich das Gewitter verzogen hatte und wir die Fensterläden wieder öffnen konnten, erzählte uns Mathias von der «Gäslisau» in Staufen: «Ein Bauer, der am Gäßli wohnte, wälzte sich eines Nachts vor quälender Schlaflosigkeit im Bett. Da hörte er ein Grunzen, sprang an das Fenster und erblickte auf dem Hausplatz ein schwarzgefärbtes, widerliches Schweineungetüm, das er zwar aus den Sagen des Dorfes schon längst kannte, an das er aber noch nie geglaubt hatte. Mit wildfunkelnden, grasgrünen, glasigen Augen glotzte es zu ihm hinauf. Dann stieß es gegen das Gartentor, das krachend aus dem Schlosse fiel, und stampfte heißblütig und mit verblüffender Behendigkeit auf allen Teilen des nur

unordentlich gepflegten Gartens herum. Dazu schnaubte und grunzte es in einem fort und blickte mit seinen boshaften Augen immer wieder zu dem fast auf den Tod erschrockenen Beobachter. Auf einmal rannte es wie besessen zum Garten hinaus und zum hochgetürmten Miststock. Und bald flogen Mistklumpen um Mistklumpen in die Luft, schließlich sogar Erdschollen, wobei das Tier vor unbändiger Erregung am ganzen Leib zitterte . . .

Was nun aber wichtig war: am nächsten Morgen fand der Bauer den Misthaufen wirklich bis auf den Grund zerrissen und verschleudert, und sämtliche Beete des Gartens waren zerstampft.»

Wir hätten hier gern eingehakt und wenigstens zugegeben, daß solche Ausgeburten einer ungezügelten, wildgewordenen Phantasie der Widerschein tiefer Angst und verworrener Triebe von Menschen seien, die, um sich von diesen Erregungen und Trieben zu befreien, alles nach außen wenden und die Umwelt mit ihren wahnhaften Einbildungen bevölkern.

Mathias wäre mit dieser bedingten Anerkennung und gleichzeitigen Ablehnung der Sage wahrscheinlich nicht ganz einig gegangen. Aber schon erzählte er weiter von den Irrlichtern im Kohlacker:

«Südlich der Gemeinde Möriken dehnen sich weite Felder aus. In einer Gegend, welche die Einheimischen den Hübel nennen, sah man vor Zeiten ziemlich umfangreiche Kohlpflanzungen. Es kam nun vor, daß nach nassen, lichtarmen Sommern auf diesen Äckern manche Kohlhäupter liegenblieben und in Fäulnis übergingen. An späten, müden Herbsttagen war es alsdann im Hübel nicht ganz geheuer; denn da und dort leuchteten plötzlich kleine, blaue Flämmchen auf. Unruhig und geisterhaft wanderten sie über die feuchtkalten Schollen, löschten aus, wie von unsichtbarer Hand berührt, oder leuchteten unvermutet wieder auf. Es war gut, wenn man sich an diesem zweifelhaften Ort nicht aufhielt. Wer konnte wissen, ob nicht ein böser Zauber hinter diesem irrlichterierenden Spuk sich verbarg.

In unsern Zeiten sind die Menschen nüchterner geworden», meinte Mathias, wieder in die gewöhnliche Rede verfallend. «Sie deuten diese Irrlichter als sich selbst entzündende Gase, die sich beim Faulen der Pflanzen bilden. Mit solcher Chemie im Geiste wird die alte Magie im Gemüt zerstört . . .»

Er seufzte, aber erzählte gleich weiter vom Eichlifuhrmann, vom Ritter ohne Kopf, vom Schlattvogtzüsi . . .

Wie überaus kennzeichnend war es für Mathias, daß er in den letzten Jahren seines Lebens ein vergessenes, verlorengegangenes Echo wieder suchte. Das Echo, ein physikalisches Phänomen, und Echo, die plauderhafte Nymphe, die sich in den schönen Narkissos verliebt hatte und, da sie keine Gegenliebe fand, sich vor Gram verzehrte, bis schließ-

lich ihr Gebein zu Felsen wurde und nur die Stimme übrigblieb: sie waren beide für ihn gleich wirklich. Er kannte die physikalischen Bedingungen und Berechnungen und träumte trotzdem von der Nymphe.

Es handelte sich um jenes Echo, das Heinrich Zschokke 1799 auf der Bründlenalp am Pilatus erlebt hatte. «Der Mond stand hoch am Himmel», schreibt Zschokke, «als ich noch einmal vom jungen Äpler begleitet (den die Reisegesellschaft zur größeren Bequemlichkeit von Hergiswald heraufgenommen hatte) aus der Sennhütte in den windstillen, lauen Abend des Gebirges hinaustrat . . . Und nun hob er seinen Gesang an, so einfach, so rührend, daß ich nie etwas Ähnliches gehört zu haben glaubte. Der süße Klang seiner Stimme füllte das ganze Thal und verbreitete ein wunderbares, fabelhaftes Leben durch die stille Alpenwelt. Noch leuchteten in matter Röthe die höchsten Gipfel der Felsen. In den Klüften und Tiefen lag schwarze Nacht unter unsern Füßen . . . Der Gesang des Äplers verschönerte die schweigende Natur. Schwieg er, so fiel wie mit süßen Orgelklängen der Widerhall der Felsen ein, hell und deutlich, nach und nach abschwelkend wie in Seufzern der Windharfe. Es schien ein Wettgesang der Oreaden mit unserm Führer zu werden. Ein klares Echo tönte rasch von den Felsen des Gemsmättlis, des Widderfeldes und des Tomlishorns, aber die Stimme des Widerhalls war noch weicher und reizender als die des Sängers . . .»

Seiner romantischen Neigung folgend, stieg Mathias 1958 auch zur Bründlenalp hinauf. Der Weg dahin führte ihn durch ein hügeliges Gelände, das ganz den Eindruck einer wirr durcheinandergeschüttelten, einst niedergestürzten Gebirgsmasse machte. Frischgrüne Wiesen wechselten mit urtümlichen Wäldern. Da und dort eilte ein frisches Bergwasser durch eines der vielen kleinen Täler, die rings um den ganzen Gebirgsstock ausgewaschen sind. Zu seiner Enttäuschung fand Mathias die Alpen verwildert, die Weiden zu Schutthalden verwandelt. Dazwischen verrieten die rosafarbenen Blütenschäfte des Schlangenknocherichs versumpfte Stellen. Nur armselige Trümmer erinnerten an die Alphütte, in welcher einst Zschokke übernachtet hatte. Aber versöhnend gaukelten und segelten in großer Anzahl die Tagpfauenaugen über die verlassene Bergflur. Noch war der Felsblock zu erkennen, auf welchem Zschokke nach einem einfachen Mahl sich mit seinen Reisegegnossen gelagert und ergriffen dem Gesang des Äplers und dem beinahe magischen Echo gelauscht hatte.

Mathias bestieg den Felsblock und rief, um Kraft und Zauber des einst so großartigen Echos zu erproben. Aber die Antwort war nur ein klägliches und disharmonisches Widerhall statt der erhofften orgelhaften Bergmusik . . .

Das Erlebnis war symbolhaft für sein ganzes Bemühen, romantisches Empfinden in der heutigen Zeit wieder zu erwecken. Natürlich kannte

Mathias noch manches Echo; er war ein Echojäger wie seinerzeit Mark Twain. Er wünschte gleichsam, daß ihm die Natur antworte. Sogar wenn wir bloß zum Oberholz und zur Echolinde bei Aarau spazierten, mußte er wie ein Kind das doch bescheidene Echo erproben. «An den Bergen bricht sich der Schall, lebt der Widerhall!» schrieb einst Euripides. Sind es nicht immer noch unsichtbare Geister, die aus sonst verschwiegenen Felsengründen und dunkelschattenden Wäldern den Menschen geheimnisreich antworten? So fragte sich Mathias. Man spürte, daß er gern geglaubt hätte, wo ihn der Verstand auf Rechnung und Physik verwies.

* *

Ein fröhlicher Anlaß galt unserm letzten Zusammensein: Er war Lenzburger Gemeindebürger geworden, den Kindern, der Gattin und nicht zuletzt sich selbst zuliebe. Obwohl er an seiner glarnerischen Heimatgemeinde innig hing, konnte er nicht verhindern, daß er auch in Lenzburg Wurzel faßte. Das Festessen brachte allerdings als Hauptgang Glarner Kalberwürste und zum Nachtschisch eine . . . Glarner Pastete. Der Wein aber war aargauisch und vertrug sich ausgezeichnet mit den Würsten.

Er sprach davon, daß er vielleicht ein neues Exlibris besitzen sollte, und freute sich, als er mir seinen Vorschlag auseinandersetzte: Das Bild einer offenen Halle, in welcher ein Mann sitzt und liest; im Garten naht eine frauliche Gestalt. Darüber wünschte er sich den Spruch «*Reveni domum*».

Daß er das Gefühl hatte, nun endlich nach Hause zurückgekehrt zu sein, *reveni domum*, konnte man gut begreifen. Er war Bürger einer Stadt geworden, wo er sich heimisch fühlte; die Gartenhalle gehörte zu seinem Hause; das Buch in der Hand war neben der Natur seine eigentlichste Heimat . . . Daß sein Schicksal, das ihn diesen Spruch finden ließ, damit auf billigste Art in tragischer Ironie machte, wäre uns damals nicht in den Sinn gekommen.

Nein, daß er, der noch jugendlich frische, elastisch gespannte Mann so plötzlich und unerwartet sterben sollte, hätte wirklich keiner gedacht. Er sprach wohl auch vom Tod, aber nicht so, als ob dieser just ihn angehe. Zwischen Leben und Tod, meinte er etwa, ist oft ein breites, graunebliges Niemandsland. Wer von denen, die jetzt noch in der Sonne leben, weiß, wann er die vielleicht jahrelange Wanderung durch diesen kalten Nebel mit müden Knien machen muß? . . . Ach, wie milde war der mittelalterliche Tod der Totentänze, der einen mitten aus dem Leben holte. Ein kurzes Erschrecken, ein rasches Erbleichen und Straucheln, und schon war man seine Beute.

Wie gut, daß Mathias die von ihm geschilderte Zone der Krankheit und des Hinsiechens rasch durchschreiten konnte; er, dessen Wahlspruch ja lautete: «Non vivere sed valere vita.» (Martial. Nur wer gesund ist, lebt.) Plötzlich lag er im Spital. Bei meinem letzten Besuch, wenige Stunden vor seinem Tode, wollte er mir noch etwas mitteilen. Man spürte sein verzweiflungsvolles, aber vergebliches Bemühen um das Wort. Da sagte ich ihm: «Du brauchst nicht zu reden; ich verstehe dich trotzdem ganz.»

Daß ich ihm das sagen durfte und daß er darauf wie erlöst lächelte, werde ich in stolzer Wehmut nie vergessen.

* *

Man erzählt von einem Chinesen, der eine herrliche Landschaft gemalt hatte. Vor den Augen des Kaisers, dem er dieses Bild schenkte, schritt der Künstler in die gemalte Landschaft hinein, wurde kleiner und kleiner, verschwand schließlich hinter einer Geländefalte . . . und ward nie mehr gesehen. So, Mathias, hätte ich gedacht, würdest du für die Menschen verschwinden. Nicht in eine gemalte Landschaft hinein allerdings, sondern in die wirkliche, die aber doch auch wieder die deine gewesen wäre, so sehr hast du sie mit dem besten Empfinden und Wissen erfüllt. Während deine Begleiter zögerten, weil sie am Weg vielleicht irgendeine Blume näher betrachten wollten, wärest du vorausgegangen und hättest ihnen vom Waldrand her noch zugewinkt . . . Und niemand hätte dich je wieder gesehen. Man würde dich zwar gesucht und für dich eines Unglückfalles wegen gefürchtet haben. Aber allmählich wäre ein tröstliches Gefühl über die Hinterbliebenen gekommen . . . und sie wüßten, daß du in die Natur eingegangen bist und Unglaubliches, an das du immer so gern glaubtest, geschehen ist.

Wenn ich einen im Waldesdunkel lauschenden Hasen erblicke, denke ich an dich.

Wenn das Sinngrün mit seinen bescheidenen, hellblauen Sternen mir entgegenblinkt, denke ich an dich.

Wenn ich vom Aussichtsturm auf dem Esterli, knapp über dem Gewoge der Baumkronen, wie ein Schiffer im grünen Meer, sehnsüchtig auf die blaßblauen Bergzüge unseres Juras schaue, denke ich an dich.